

Sarner Kollegi-Chronik



Basler Kollegi-Chronik

3. Jahrgang

Heft 2

Februar 1941

1941 — Jahr der Entscheidung

In seinem ersten Rundschreiben «Summi Pontificatus» sprach Pius XII. in geistiger Vorausschau von der Stunde der Finsternis, in der die Geister der Gewalt und des Unfriedens die blutige Schale namenlosen Leides über die Menschheit ausgießen werden. Diese Stunde scheint nun angebrochen zu sein. Bei aller Düsternis der Zukunft läßt aber der Seher auf Petri Stuhl die frohe Hoffnung durchleuchten, daß am Ende des gewaltigen Ringens die Kirche Christi den Sieg davontragen werde. In Anlehnung an die Ausführungen des Lenkers der katholischen Kirche möchte ich hier in der liebgewonnenen Kollegi-Chronik als Einführung ins neue Jahr die beiden uns sicher ernstlich beschäftigenden Fragen beantworten: Wo stehen wir? Wohin gehen wir?

Wo stehen wir?

Wir stehen in einer angst erfüllten Zeit. Wenn wir mit Gebildeten oder mit einfachen Leuten zusammentreffen, so spüren wir gleich aus ihrem Denken und Reden eine eigentümliche Angst vor etwas Unbestimmtem und Schwerem, das kommen soll. — Warum diese Angst?

- Ist denn die Technik nicht imstande, Unmöglichkeiten zu erfinden und jedwelcher Gefahr gleich mit sichersten Gegenmitteln zu wehren? Der Grund der Angst ist der: Wir haben ein schlechtes Gewissen; die Völker sind schuldbewußt und müssen Gottes Strafgerichte fürchten. —

Wir stehen in einer Zeit von weltbewegenden Entscheidungen. Immer mehr drängt es zum Entscheidungskampf zwischen dem Göttlichen und dem Widergöttlichen. Gehen wir 500 Jahre zurück, so sind wir an der Wiege des heutigen Antichristentums. Damals machte sich in Italien der heidnische Humanismus breit. Er hat auch andere Länder erfaßt und die große Glaubensspaltung mitverursacht. Auf dieser schiefen Bahn ging es in den vergangenen Jahrhunderten abwärts,

immer weiter weg von Gott und näher hin zur Selbstvergötterung. Heute sind wir angelangt beim teuflischen Hochmut und unbändigen Größenwahn der Neuheiden und Gottlosen.

Die heutige Menschheit ist dämonisiert, und darum enthüllt sich ihr Geist als Hochmut, Haß und Lüge.

Es ist ein Ringen zwischen wahrhaft christlicher Liebe und kaltem, unbarmherzigem, ja höllischem Haß. Liebe schafft herrliche Werke und Werte; Haß legt alles in Trümmer, entfacht überall Unzufriedenheit und Krieg. — Unsere ernste Aufgabe ist es, als führende Männer durch eine heroisch helfende Liebe zu den Armen und Verfolgten dem Christentum den Sieg zu verschaffen. Leider sind wir mehr Mammonsanhänger, als wir uns selber eingestehen wollen, und tragen wenig vom weltumfassenden Geist der christlichen Nächstenliebe in uns. Die Not des Mitmenschen läßt uns oft kalt, wenn es nur uns gut geht. Wenn wir gelegentlich, vielleicht noch murrend, ein gutes Werk tun, so glauben wir genug getan zu haben.

Weiter drängt es zum Endkampf zwischen katholischer Wahrheit und dämonischer Lüge. Gott, die ewige Wahrheit, und seine Kirche, die Säule der Wahrheit, werden durch die Lüge bekämpft. Unbestritten ist die Kirche auch heute noch die größte geistige und moralische Macht, selbst von bissigsten Gegnern als solche anerkannt. Darum bäumt sich die gottfeindliche Weltmacht auf und sucht durch raffinierte Täuschung und verblüffenden äußern Erfolg die Menschen in ihren Bann zu ziehen. Leider lassen sich Millionen von Menschen irreführen. Behalten wir einen klaren Blick und seien wir den geblendeten Mitmenschen durch Wort und Beispiel ein treuer Führer zum Recht und zur Wahrheit!

Wohin gehen wir?

Wir gehen einer furchtbaren Abrechnung mit der gottlosen und christusfeindlichen Kultur entgegen, die den zweitausendjährigen Segen des Christentums verleugnet und verschmäht. Was sich heute abspielt, ist ein Stück Weltgericht. Not, Hunger und Tod müssen die Menschen wieder belehren über ihre eigene Ohnmacht und Abhängigkeit von Gott, über die Pflicht, die irdischen Güter für den Dienst am Nächsten zu verwenden, und über die Quellen, aus denen Recht und Wahrheit fließen.

Die Götzen der Welt werden zertrümmert und ihre Anhänger zuschanden werden.

Was sollen wir als gebildete Katholiken tun?

Aus dem Glauben und aus der Gnade Christi leben und die wahrhaft christliche Kultur auf allen Gebieten pflegen. Wir sollen uns freuen, in einer so großen Zeit leben zu dürfen. Solche Zeiten sind Heldenzeiten. Die Vorsehung Gottes will die Tenne reinigen und die Spreu vom Weizen sondern. Gott, der Herr, will, daß gerade durch die unheimlichen teuflischen Mächte die geistige Welt auf Erden zur höchsten Sammlung, Reinigung, Klarheit und Folgerichtigkeit emporgetrieben werde.

Die Kirche und ihre Getreuen gehen nach der Abrechnung einer herrlichen Friedenszeit entgegen. Alle Päpste des vergangenen Jahrhunderts und der jetzige Nachfolger Petri verkünden in freudigem Optimismus nach diesen schweren Katastrophen eine längere Friedenszeit. Und einmal werden die Gutgesinnten und getreuen Anhänger Christi dem ewigen Frieden im himmlischen Jerusalem entgegengehen.

Ob wir im Jahre 1941 in einer Kampf- oder Friedensperiode gelebt haben, ist Nebensache. Ausschlaggebend aber ist, daß wir ehrenvoll und in freudigem Optimismus als Helden in den siegreichen Kampfreihen der Kirche Christi stehen, ringen und durchhalten. Gott ist mit uns.

Otto Müller, Pfarrer in Gams.

Eine Neujaarsrede

Vorbemerkung. Eine gütige Erlaubnis ermöglicht uns, den Neujaars-toast abzudrucken, den Herr Alt-Landammann und Kollegiverwalter Carl Stockmann, Präsident des obwaldnerischen Erziehungsrates, am Neujaars-tag 1941 im Professorenheim gehalten hat. Es ist wahrlich nicht leicht, alle Jahre bei gleicher Gelegenheit und vor gleichen Zuhörern Neues zu sagen. Herr Alt-Landammann Stockmann hat sich aber in all den Jahren, seit er als Erziehungsratspräsident die übliche Neujaarsansprache hielt, mit bewundernswertem und allgemein anerkanntem Geschick dieser Aufgabe entledigt. Dieses Jahr gab die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Aufhebung des Klosters Muri die passenden Gedanken. — Am 12. Nov. 1841 war Abt Adalbert Regli mit fünf Patres und zwei Laienbrüdern in Sarnen eingezogen, und am 18. November ward das erste Schuljahr unter benediktini-

scher Leitung mit 25 Schülern und P. Ambros Christen als Rektor eröffnet. Der Abt selber betätigte sich als Hilfslehrer. — Das nebenstehende Lichtbild zeigt anschaulich, was seit 1746/47, wo das alte Kollegi gebaut wurde, alles hinzukam, bis die heutige große Anlage dastand: 1868 das Konvikt, 1891 das Gymnasium, 1929 das Professorenheim, 1937 im Süden des Konvikts die Turnhalle. — Begreiflicherweise haben wir am 27. Januar den Jahrtag der Klosteraufhebung nicht »gefeiert«, wohl aber für die lebenden und verstorbenen Wohltäter, Freunde und Feinde des Klosters ein levitiertes Hochamt gehalten. — Wie die Jahrhundertfeier des Bestandes des Benediktinerkollegiums Sarnen im Sommer oder im Herbst gestaltet und begangen wird, darüber berichtet die Kollegi-Chronik später.

P. Bt.

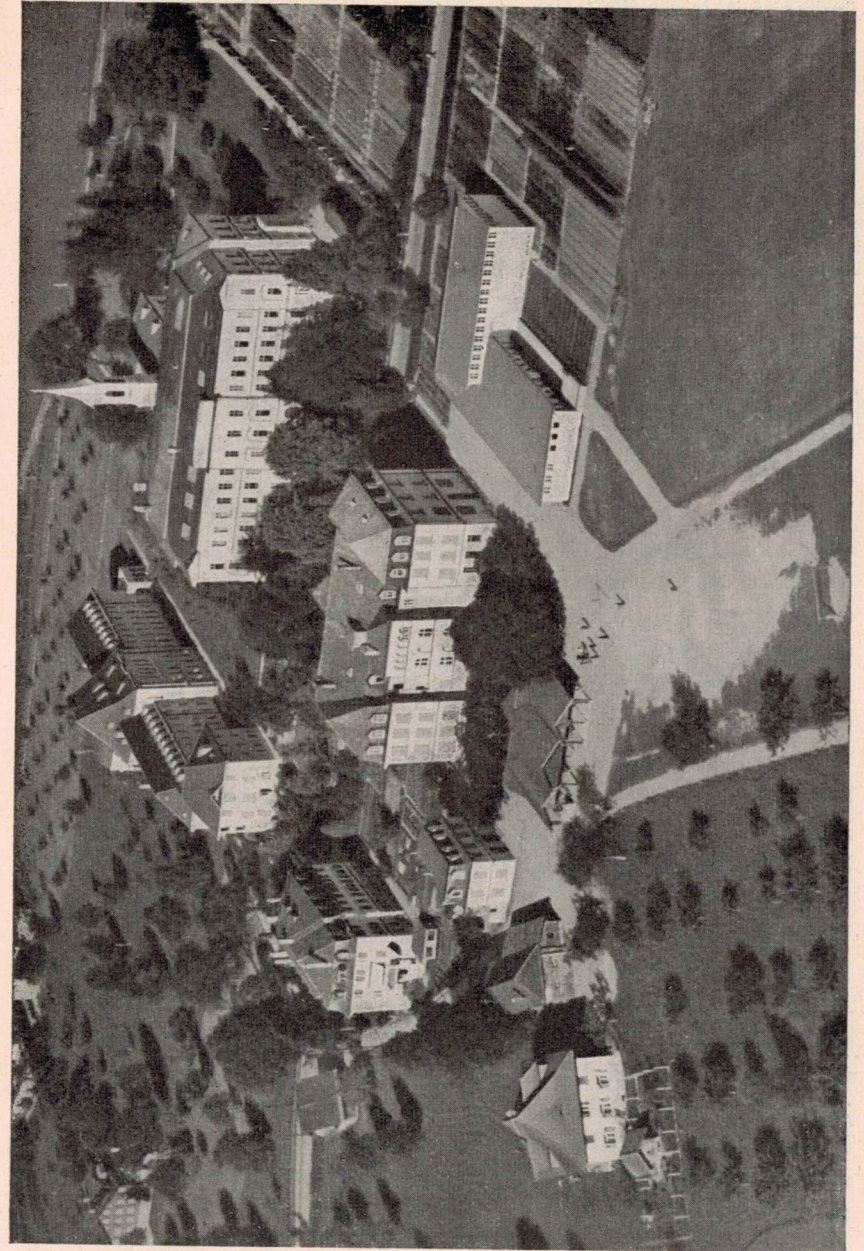
Hochw. Herr P. Superior!

Hochw. Herr P. Rektor!

Verehrteste Tischgesellschaft!

Mit dem Aufleuchten des Neujahrsmorgens erscheinen vor unserm geistigen Auge die Pflichten und Obliegenheiten für den werdenden Zeitraum. Es sind dies die Pflichten und Aufgaben nicht nur für unsere Person, sondern auch jene gegenüber unsern Mitmenschen, gegenüber der Öffentlichkeit, gegenüber dem Vaterlande. — Noch nie aber waren die Ziele und die Art der Mittel zur Erfüllung dieser Pflichten verschwommener, ich möchte sagen, unsicherer, als heute im totalen Dunkel der Zukunft, d. h. im Chaos der jetzigen Zeitlage. Ein Ziel jedoch liegt uns allen hier Anwesenden klar vor Augen, eine Aufgabe haben wir, die uns den geraden Weg in die Zukunft weist, mag diese sich so oder anders gestalten: es ist die Erziehung der kommenden Generation zur Befolgung der unveränderlichen Grundsätze des Christentums, die in jedem Alter, in jeder Lage, in allen Verhältnissen sich stets bewährt haben und sich bewähren werden, und die unserer Jugend um so notwendiger sind, als ihr die Erfahrungen des Alters fehlen. Diese Erfahrungen haben hundertfältig den Beweis erbracht, daß das diesseitige Glück des menschlichen Zusammenlebens nur in einer christlichen Weltanschauung Bestand haben kann.

Auch die Geschichte sollte uns das lehren. Aber es ist immer so gewesen und wird immer so sein, daß die Jugend ihre eigenen Erfahrungen machen will. Sie hat ein unbestreitbares Recht dazu; denn die Formen dieses Lebens, die Beziehungen desselben unter den Menschen



ändern mit jedem Zeitalter. — Wenn wir einen Menschen, der vor 200 Jahren lebte, unvermittelt in unsere Zeit hineinstellen könnten, so würde er vermutlich ziemlich hilflos dastehen.

Also die Jugend so zu erziehen, daß sie sich in allen Lagen und Verhältnissen zurechtfindet, ist unsere erste und ernste Aufgabe auch dieses Jahr. Diese Aufgabe ist um so wichtiger, weil in unserer Zeit, je länger desto mehr, die Jugend energisch das Recht der Führung für sich beansprucht. Ob diese Strömung einem bewußten Besserwissen oder der unbewußten Tatsache der Überalterung der Bevölkerung entspringt, will ich dahingestellt sein lassen. Wenn noch vor sieben Jahrzehnten einem Knaben bei seiner Geburt eine bloß 40jährige Lebensdauer in Aussicht gestellt wurde, während ihm heute nach der Statistik doch 60 Jahre vergönnt sind, so scheint tatsächlich unsere Jugend beim Mitregieren zu kurz zu kommen, wenn die Alten nicht rechtzeitig das Feld räumen. Dagegen behaupten nun allerdings ebenfalls ernste Statistiker, die Jugend sei heute zahlenmäßig in den Behörden gut vertreten. Sei dem, wie ihm wolle, es muß auch dieses Jahr wieder unsere ernste Sorge sein, in unserer Jugend den Mangel an Erfahrung, die sowieso in der Verworrenheit unserer Zeitlage sehr problematischer Natur ist, durch die ewig geltenden Grundsätze des Christentums zu ersetzen.

Glücklicherweise ist diese Sorge für uns Obwaldner nicht besonders drückend. Denn mit dem Neujahr 1941 erwacht in uns die Erinnerung an ein Ereignis, das einerseits eine traurige Verirrung eidgenössischer Unduldsamkeit und eine willkürliche Verletzung schweizerischer Freiheit darstellte, das anderseits aber für Obwalden von nie geahnter Wichtigkeit wurde: ich meine die Aufhebung des Klosters Muri. Dieses Ereignis, das in Ihnen, hochgeachtete Herren Konventualen von Muri-Gries, mit Recht ein Gefühl der Bitterkeit auslöst, hat indes in glänzender Weise die wunderbare Fügung Gottes bestätigt. Während nämlich im Jahre 1841 in der Morgenfrühe des 27. Januars bei Schneegestöber 28 Priester und 8 Laienbrüder von Muri brutal aus den herrlichen Klosterräumen vertrieben wurden, darf heute das Kloster Muri-Gries mit 70 Priestern, 6 Klerikern und 30 Brüdern nach hundert Jahren eine wundersame Auferstehung feiern.

Die Trauer und der herbe Schmerz, die der damalige Abt Adalbert und der Konvent mit heroischer Würde ertrugen, hat sich für Sie, hochverehrte Herren, und ganz besonders für das Bruderklausenland in lauter Freude verwandelt, indem das Kloster und Obwalden zusammen ein Jahrhundert lang ununterbrochen in einem, ich möchte sagen, ideal schönen, freundlichen, liebevollen und gegenseitig sich fördernden Verhältnis die herrliche Aufgabe der Jugenderziehung zum Wohle des engern und weitem Vaterlandes mit besten Erfolgen lösen konnten.

Die wunderbare Entwicklung und der Ausbau unserer Kantonalen Lehranstalt vom bescheidenen Kollegi zum heutigen imposanten Gebäudekomplex, läßt in uns die berechtigte Hoffnung aufleben, daß auch in Zukunft, trotz der dunklen Zeiten, unsere Mittelschule mit und neben den andern Benediktineranstalten im lieben Schweizerlande wie bisher ein helleres und wärmeres Licht verbreiten werde, als die Machthaber von Aarau vor hundert Jahren verbreiten wollten.

Deshalb möchte ich heute im Namen des Erziehungsrates dem gesamten Konvent, mit dem Gnädigen Herrn an der Spitze, und Ihnen allen gegenüber dem Dank für alle Mühen und Arbeiten, für Ihre Sorgen und Ihre Hingabe, mit einem Wort für Ihre Liebesdienste in ganz besonders herzlicher Weise Ausdruck geben, wobei ich selbstverständlich auch Ihrer freigebigen Gastfreundschaft und der hingebungsvollen Bedienung gedenke.

Möge Ihnen allen gemeinsam und jedem einzelnen der liebe Gott den verdienten Lohn geben und das neue Jahr für Sie recht segensreich gestalten!

Hundert Jahre Exil

Am 27. Jänner 1941 waren es hundert Jahre, seitdem die Konventualen Muris auf Antrag des Seminardirektors Augustin Keller ihr achthundertjähriges Heim im schönen Aargau verlassen mußten, angeblich, weil ihr Einfluß verderblich war für die Sittlichkeit, Religiosität und Wirtschaft der Bürger, weil sie Hauptanstifter des Aufruhrs gewesen waren. So hatte der aargauische Große Rat »in gründlich beleuchtender Beratung« gefunden und das verdiente Kloster »auf Grund des Bundesvertrages« aufgehoben, der gerade Existenz und Freiheit

der Klöster garantierte. Die Geächteten und Geschmähten fanden ein Asyl in Gries (Südtirol) und im gastlichen Obwalden, dessen Regierung ihnen, den »Staatsverbrechern«, die Leitung der Obwaldner Kantonschule übertrug. »Nicht die Heimat hat uns schlimm behandelt« — schrieb einer der Verbannten —, »sondern gewisse Leute in der Heimat... Die Leute gehen, die Heimat bleibt; und die Fremde wird nie zur Heimat.«

Hundert Jahre Verbannung! Diese Leistung ist für zwei Dinge bezeichnend, für den Liberalismus und für die Kirche. Heute, da Emigration das bittere Los von Hunderttausenden von Juden, Russen und Deutschen geworden ist, kann man würdigen, was hundert Jahre Exil bedeuten. Ausgerechnet ein Jude und ein bester Deutscher, Franz Werfel, spricht voll Bewunderung von dem dreihundert Jahre langen Exil der Christen in den Katakomben: »Da haben Hunderte von Menschen, gewöhnliche, einfache Menschen, die Geduld gehabt, zu warten, zweihundert, dreihundert Jahre, und zwar in Armut, Dreck und Elend, tief verachtet, immer Gefängnis und Tod vor Augen. Sie sind gestorben, ohne zu wissen, ob sie vergebens gewartet haben, und schon standen andere wieder bereit, um weiterzuwarten und in Vergeblichkeit zu sterben, auch sie, und so fort, Generation nach Generation... Es ist das verrückteste Geheimnis der ganzen Weltgeschichte. Es ist die einzige gelungene Revolution der Menschheit; denn sie hat nicht nur die Verhältnisse umgestürzt, sondern die Ursache der Verhältnisse, den Menschen. Und nur durch dieses tolle, dieses gewaltige Wartenkönnen... Würde unsereins auch nur zwanzig, ja nur zehn Jahre auf das ganz und gar Unmögliche warten können, ohne gebrochen zu werden? Uns zerbricht vielleicht schon ein kurzes Exil.« (Der veruntreute Himmel.)

Et ecce vivimus! Und siehe, wir leben! Die aufgeklärte liberale Aargauer Regierung verbannte vor hundert Jahren 36 gute Schweizerbürger, darunter 28 Patres; im Jahre 1941 zählt just der Murikatalog bei Nr. 100 auf: »Fr. Luitfried Etterlin, Argojus ex Muri« und bei Nr. 106: »Fr. Thaddäus Wiederkehr, Argojus ex Bünzen«. Gerade zum Jubiläum schrieb ein dankbarer Murischüler, Bundesrichter Jakob Strebel, ein prächtiges Buch: »Des Klosters Muri Kampf und Untergang« (Verlag Räber, Luzern 1940, geb. Fr. 7.50), das die

denkwürdigen Personen und Ereignisse unvergleichlich treffend schildert. Zwar in Form einer packenden und spannenden Erzählung, echt volkstümlich in den eingestreuten Schilderungen des Freiämterlebens, voll prächtiger Gestalten und Bilder, aber trotzdem die beste geschichtliche Darstellung der Vorgänge, die für die Eidgenossenschaft entscheidend wurden. Denn in dem Buch findet sich keine Tatsache angeführt, die nicht der geschichtlichen Wahrheit entspricht, kein Wort ist Freunden oder Feinden in den Mund gelegt, das nicht den uns vorliegenden Aufzeichnungen entspräche. Entscheidende Ausdrücke sind sogar wörtliche Zitate. Trotz dieser gewissenhaften Arbeitsweise ist ein Kunstwerk entstanden, das man als eines der besten und tiefsten Heimatbücher der Schweiz nennen muß. Niemand wird dieses feinsinnige Buch ohne großen Nutzen lesen; denn Strebel schrieb es als Richter, als Christ, als Patriot.

Der Richter geißelt und verurteilt das Unrecht.

Die Vorwürfe, die einst Seminardirektor Keller gegen die Klöster erhob, sind entweder allgemeiner Art gegen das Mönchtum und die Kirche überhaupt, oder konkret. Über jene können wir rasch hinweg-eilen. »So weit der Schatten eines Mönches fällt, wächst kein Gras mehr«, rief der Fanatiker, der wissen mußte, daß die Klöster, wie ein protestantischer Historiker sagt, Europa dem Urwald abgerungen haben. In den Chorkapellen der berühmten Abtei Wettingen wuchs tatsächlich, seit kein Schatten eines Mönches mehr darauf fiel, Gras! Und wenn der Seminardirektor die Mönche schwerer sittlicher Vergehen beschuldigte, so brachte er auch nicht den Schein eines Beweises vor und mußte den öffentlichen Vorwurf des Präfekten der Klosterschule Muri, er sei ein gemeiner, böswilliger Lügner, auf sich sitzen lassen. Wir kennen diese Vorwürfe aus den deutschen Sittlichkeitsprozessen: sie sind genau soviel wert wie die Gewalt der Verleumder. Als einziger konkreter Vorwurf kommt die Behauptung in Frage, die Glocken der Klosterkirche Muri hätten zum Aufstand gerufen. Der Seminardirektor behauptete in seiner berüchtigten Rede am 13. Jänner 1841: »Es ist Tatsache, daß im Kloster selbst Sturm geläutet wurde«, obwohl er wenige Sätze vorher versichert hatte, der Kummer gestatte ihm kaum, mit Umsicht und Klarheit ein Urteil auszusprechen. Johannes Dierauer, ein den Katholiken durchaus unfreundlich gesinnter, aber

sachlicher Historiker, sagt von der Beteiligung der Klöster am Freiämter Aufstand: »Es ist nicht gelungen, ihren aktiven Anteil an den Ereignissen vom 10. und 11. Januar durch juristisch unanfechtbare Zeugnisse zu erweisen; sie selbst haben die Richtigkeit der von ihren Feinden erhobenen Anklagen stets bestritten, vor allem die Behauptung, daß am 10. Januar in Muri mit den Klosterglocken Sturm geläutet worden sei. Siehe die Aussagen des Abtes Adalbert Regli vom 29. Januar bei Siegfried Abt, S. 91, denen ich mehr Gewicht beilegen möchte, als den 49 Jahre später, am 28. April 1890, aufgenommenen Erklärungen der ältesten Männer Muris, wie sie P. Martin Kiem in seiner Geschichte der Benediktiner-Abtei Muri-Gries II (Stans 1891), S. V ff. der »Zusätze«, mitgeteilt hat« (Dierauer, Geschichte der Schweizer Eidgenossen V/2, S. 680). Dazu ist zu bemerken, daß sich die Aussagen dieser Augenzeugen genau mit jener feierlichen Beteuerung des Abtes Adalbert Regli decken, wie das Obergericht des Kantons Luzern feststellt: »Alle bezeugen, daß sie damals nicht nur kein Stürmgeläute aus der Klosterkirche gehört haben, sondern daß an jenem Tage auch das sonst übliche Geläute im Kloster unterlassen worden sei«. Ferner ist nicht zu übersehen, daß sich der Tagsatzung bereits am 29. März 1841 197 Ehrenmänner anerbieten, durch einen feierlichen Eid zu bezeugen, daß am 10. und 11. Jänner im Kloster nicht Sturm geläutet worden sei, und ebenso 83 Ehrenmänner des Dorfes Muri im Jahre 1843; nur ging man damals auf das Anerbieten nicht ein, sondern glaubte den Worten des Seminardirektors: »Es ist Tatsache, daß im Kloster selbst Sturm geläutet wurde«. So entschied die nackte Gewalt, wie es Frey-Herosé unumwunden aussprach. Und einem Worte Augustin Kellers dürfen wir unbedingt Glauben schenken: »Ja, ich habe aus Haß gehandelt«. Frey-Herosé kam nach Muri, um den Freiämter-Aufbruch, den die Regierung provoziert hatte, zu unterdrücken. Er mußte erleben, daß die aargauischen Truppen wie »Banditen in Feindesland« hausten, einzelne Offiziere versagten und der größte Teil der Mannschaft total betrunken war. »So war die erste Nacht im Kloster für Oberst Frey eine Schreckensnacht, nicht weil die Aufständischen aufgestanden wären, sondern weil die mit der Herstellung der Ordnung Beauftragten sich so ordnungswidrig aufführten«.

Wie wenig selbst für die damaligen Gewalthaber die Rechtsfrage ernst gemeint war, zeigt schon der Umstand, daß man die »Aufwiegler« und »Verbrecher« wohl ihres Eigentums beraubte, aber frei ziehen ließ und ihnen sogar noch ärmliche Pensionen auszahlte. Wie streng man es hierbei mit der austeilenden Gerechtigkeit nahm, beweist eine rührende Tatsache: bei der Auszahlung der Pension für das zweite Quartal zog man jedem Pater 77 Rappen, jedem Bruder 10 Rappen ab, weil man beim ersten Quartal für zwei Tage zuviel gezahlt hatte! So kann man wohl bezüglich der Rechtsfrage das Urteil Strebels unterschreiben: »Auch wer anerkennt, daß an politische Auseinandersetzungen nicht richterliche Maßstäbe gelegt werden können, wird zugestehen müssen, daß das Recht auf Seiten der Mönche lag und im Kampf gegen sie nicht zu rechtfertigende Waffen gebraucht wurden. Auf den aufrichtigen Menschen wirkt besonders drückend, daß die Gegner der Klöster und Sieger im Kampfe sich nicht entschließen konnten, ohne Ausflüchte die politische Verantwortung für ihr politisches Tun zu übernehmen, sondern im Bestreben, moralisch zu rechtfertigen, was sich nicht anders als politisch motivieren ließ, sich dazu verstiegen, die Mönche, der geschichtlichen Wahrheit zuwider, als sittenlose Müßiggänger, Volksverderber und Staatsfeinde zu brandmarken«.

Als Christ ist Strebel weit davon entfernt, bei den Gegnern nur Böses zu sehen. Wie er der Wahrheit entsprechend Abt Adalbert von Muri beten läßt: »Gib mir die Gnade, unsern Feinden zu verzeihen... Sie verfolgen uns, nicht als Menschen, aber als Priester und Mönche«, so ist er nicht blind gegen bessere Motive der Feinde. Die Haupttreiber im Kampf gegen die Klöster waren abgestandene Katholiken. Eine Reihe namhafter Protestanten traten energisch für das Recht auch der Klöster ein. Frey-Herosé erscheint bei Strebel wohl in zu günstigem Lichte. Selbst Augustin Keller billigte er höhere Beweggründe zu: »Mein Haß ... wuchs aus der Liebe zum Fortschritt«. Der Mann, der später einen dicken Band schreiben sollte, um den verunglückten Beweis zu führen, daß die Jesuiten jedes Mittel zum guten Zweck als heilig erklären, handelte selbst nach diesem Grundsatz. Aber dabei war es ihm nicht in erster Linie um die Klostergüter zu tun; sie waren wohl den jungen, meist armen Kantonen erwünscht und boten für niedrige Partei-

gänger Kellers reiche Beute, und von den staatlich bestellten Klosterverwaltern schloß später mehr als einer Bekanntschaft mit dem Zuchthaus. Aber für die Leiter der Klosterhetze ging es doch um höhere Dinge.

Die Aargauer haben nur den Ruhm, besonders brutal und gehässig vorgegangen zu sein, vielleicht weil hier gewesene Katholiken wie Keller, Weibel, Waller, Wieland, Bruggisser die Treiber waren. Aber im Laufe des 19. Jahrhunderts haben die Liberalen der freien Schweiz in den zehn Kantonen Bern 9, Aargau 13, Freiburg 3, St. Gallen 4, Luzern 5, Tessin 15, Thurgau 10, Zürich 1, Wallis 2 Klöster unterdrückt und ihren Besitz als Staatseigentum erklärt, das sind mit den 5 Jesuitenkollegien 73 Klosteraufhebungen mit über 100 Millionen Raubgut in einer Zeit, die nur von Freiheit sprach. Einer der Verbannten des Aargauer Klostersturms war auch der Wettingermönch Alberich Zwysig, dem Schweizer Patrioten 1901 in Bauen ein Denkmal setzten. Dazu schrieb die protestantische »Berner Zeitung«: »Ja, wir sind ein kurioses Volk. Den wackern lebenden P. Zwysig haben wir als schlechten Patrioten verschrien und dem toten P. Zwysig setzen wir als einem der besten Patrioten ein Denkmal«. Aus dieser Episode mag man wohl entnehmen, daß es auch nicht patriotische oder auch nur politische Motive waren, die jene Klosterstürmer bewegten, sondern in erster und letzter Linie religiöse. Aufklärung und Liberalismus wollten den autonomen Menschen, freie Bahn für den Tüchtigen, Fortschritte und Freiheit auf allen Linien, vor allem Freiheit von den Fesseln einer autoritären Kirche, als deren Bollwerke die Klöster erschienen. Als dieser Liberalismus später überall versagte, kam der Umschwung zum Sozialismus und Kollektivismus, der eben daran ist, das Paradies auf Erden zu verwirklichen, an das bereits die Liberalen mit rührender Naivität glaubten. Aber bisher erlebten wir statt Paradies und Zukunftsstaat Katastrophe auf Katastrophe. Ist es zufällig, wenn auch heute gewalttätige Diktatoren nicht bloß mit den Klöstern und der Kirche, sondern auch mit dem gesamten Christentum aufräumen wollen, um endlich ihren idealen Zukunftsstaat nach dem Granatfeuer, das sie entfachten, aufbauen zu können? — Seminardirektor Keller forderte einst die Aufhebung der Klöster auch »als Katholik«: er war nur einer der Kärner des Bolschewismus. »Das Volk«, rief dieser Volkserzieher, der später von der Kirche abfiel, »wird teils durch die Pfarrer und Mönche von der Kanzel herab, teils im

Beichtstuhl auf verderbliche Pfade geführt«. Ist das nicht genau die Sprache des nationalen oder sozialen Bolschewismus?

Wer noch Augen hat zu sehen, der weiß, daß der Umsturz nicht von den uralten Klöstern kommt, die eine vielhundertjährige Tradition und bodenständige Kulturwerte verkörpern. Man kann nicht von Kultur und Fortschritt reden, ohne Ehrfurcht zu haben vor den ältesten Kulturträgern des Abendlandes. Und hierin hat sich doch im Schweizerland, in dem allerdings noch immer die alten Knochenhände der Kulturkampfparagrafen gespenstisch in die sonst so freie Luft ragen, viel zum Bessern gewendet. Die Heimatkunde und Kunstgeschichte haben daran ein großes Verdienst. Nicht weniger das wissensstolze 19. Jahrhundert mit seiner trostlosen Bauerei. Dagegen offenbart sich meist schon rein äußerlich die Verwobenheit der Klöster mit Landschaft und Volk: die alten Stifte sind die Kunstzentren ihrer Umgebung. Sie sind durchweg meisterhaft in die Landschaft hineingebaut und offenbaren sich dem Kenner wie Kristallisationspunkte der Natur. Die Beschäftigung mit der Geschichte, in der Schweiz durch viele Protestanten warm gefördert, hat auch für die Eidgenossenschaft wenigstens teilweise das Wort des großen J. F. Böhmer wahr gemacht: »Wer die Geschichte Deutschlands schreiben will, muß die Geschichte seiner Klöster schreiben«. Darum ist heute auf beiden Seiten Verständnis füreinander zu hoffen und zu finden. Wie gerne ergreife ich daher die Gelegenheit, eine voreilige Prophezeiung reuig zurückzunehmen, die ich zum 900jährigen Jubiläum Muri wachte: »Sie (die Aargauer) werden 100 Jahre seit dem Ende Muri voll werden lassen und damit beweisen, daß sie nicht einmal erhalten können, was Mönche geschaffen haben«. Damals (1927) war die Abteikirche noch in traurigstem Zustand. Seither aber hat die aargauische Regierung eine glänzende Restauration des Innern durchgeführt und vor wenigen Monaten diese Perle des Aargaus der Kirchengemeinde Muri zurückgegeben. Den Männern, die diese beiden Taten angeregt und durchgeführt haben, gebührt der Dank aller Patrioten. Denn es sind versöhnende Gesten in einer Zeit, die gemeinsame Zusammenarbeit erheischt.

Dafür arbeitet auch das schöne Buch Strebels, wo er als Patriot spricht. Er möchte helfen, das Mißtrauen zu beseitigen, das jene traurigen Vorgänge des Klostersturms und der Kulturkampfzeit bei den Katholiken

des Aargaus erzeugten und das sie hindert, »mancher in des Wortes bestem Sinne fortschrittlichen Gesetzesvorlage« zuzustimmen. »Heute, wo die Zusammenarbeit aller Patrioten so dringend ist, wäre es mir doppelte Genugtuung, etwas zur Beseitigung solcher Hemmung beitragen zu können«. Darum faßt er die wahrheitsgetreue Schilderung jener Kämpfe als ein »politico-psychoanalytisches Heilmittel auf, nicht um Wunden aufzureißen, sondern um die Narben auszuheilen«. Hier spricht Strebel Worte, die für die ganze Schweiz bedeutsam sind. Allzu oft versteifen sich die Katholiken auf kurzsichtige Negation, statt positiv überall mitzuarbeiten, wo es die allgemeinen Interessen erheischen. So verzetteln sie ihre Kraft in oft kleinlicher Abwehr. Wieviel besser wäre z. B. eine umfangreiche Monographie über Abt Adalbert Regli als hundert Aufsätze gegen Augustin Keller! Wie gering ist die Beteiligung der Katholiken im Aargau an wissenschaftlichen Fragen und Aufgaben! Für die ganze Schweiz aber fehlt eine moderne Geschichte der Eidgenossenschaft vom katholischen Standpunkt. Vermissen unsere Führer solche Dinge nicht?

Aber auch die Gegenseite kann aus Strebels Buch viel lernen. Man ersieht daraus, wie lange eine einzige Gewaltmaßnahme Verbitterung und Hemmung nachwirken läßt, ist sie gleich von einer rücksichtslosen Majorität rasch und prompt durchgedrückt. Für das allgemeine Wohl ist damit nichts gewonnen, wenn die Rosse nicht zusammenziehen und Geißel und Leitseil ununterbrochen arbeiten. Wieviel staatsmännischer ist der Vorschlag des alten Weißenbacher, den Strebel zu Frey-Herosé sagen läßt: »Seht, Herr Regierungsrat, es ist noch gar nicht lange her, da ist mir folgendes passiert: Kommt da ein junger Bauernsohn mit einem Fuder Kernen. Gegen die Mühle steigt's etwas an. Ich höre von meiner Stube aus lärmern und fluchen. Wie ich hinauskomme, sehe ich, wie der junge Mann auf die Rosse loshaut, die, völlig vergalstert, bald nach vorn springen, bald nach rückwärts hängen. Ich gehe hinzu, nehme dem Fuhrmann die Geißel aus der Hand und werfe sie in die Matte hinaus. Dann nehme ich mein Müllerk äpplein vom Kopf, schwing es in der Luft und sage nur: Hüh, Bubè! Und es geht wie geschmiert«.

Dieser Müller war mehr als ein guter Patriot: ein eidgenössischer Staatsmann schritt unter seinem K äppli. P. Bruno.

Die sagenumwobene Heizanlage

Noch nie haben unsere Heizanlagen die Aufmerksamkeit aller derart auf sich gezogen wie in diesem Jahr des empfindlichen Öl- und Kohlenmangels. Eine Besprechung unserer Heizung hat überdies noch ihren besonderen Reiz, weil sie notwendigerweise drei verschiedene Teile umfaßt, einen kollegipolizeilichen, einen hausgeschichtlichen und einen technischen.

Die Leser erinnern sich noch an die frühere Anlage mit dem Eingang im Atrium des Gymnasiums, rechts von der großen Treppe zu den Schulzimmern. Ein paar Schritte, und man stand auf einem der eingemauerten Kessel; im Hintergrund brodelte der andere, und zwischen beiden gähnte der schwarze Abgrund, in den die schmale steile Stiege führte. Rechts lag der spärlich beleuchtete Kohlenraum.

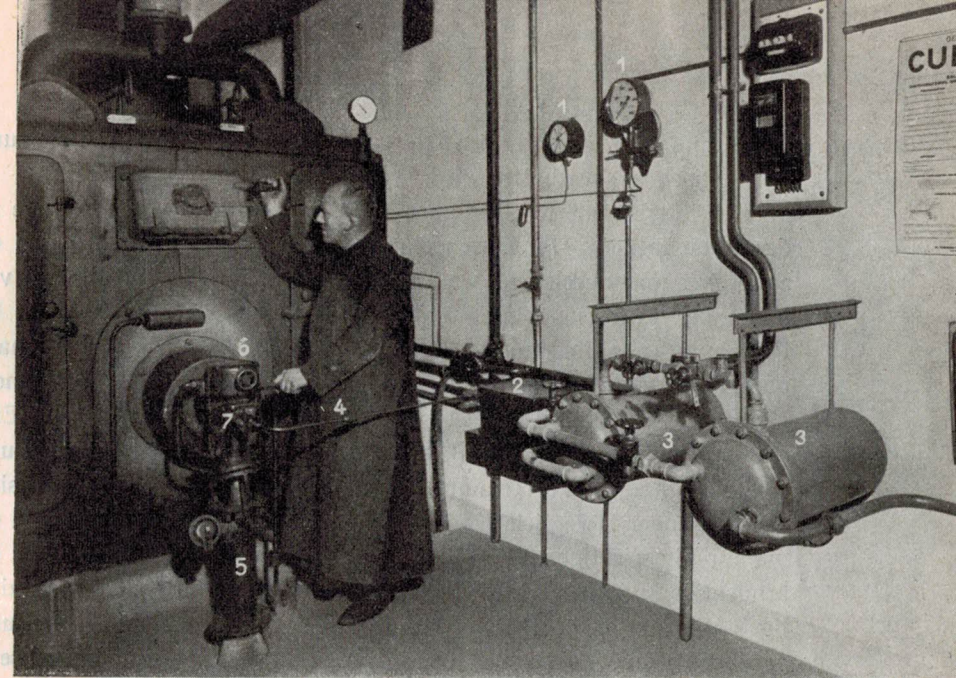
Für die Kollegipolizei waren besonders die Fenster in diesem Kohlenraum von einiger Anziehungskraft. Sagenumwoben möchte man sie nennen, weil unbestritten geschichtliche Ereignisse, die sich dort herum abspielten, von eingeweihten Studenten, aus Rücksicht auf die Philosophenpräfekten, mit dem Schleier des Sagenhaften umwoben wurden. Solche Szenen waren unter anderen der nächtliche Ausschluß und Einschlupf von Philosophen, der sich besonders dann gerne ereignete, wenn tagsüber Kohlen eingeschaufelt wurden. Bekanntlich liefen die Ausbrecher, einmal wenigstens, einem wachsamem Präfekten, der ein spinnfadenfeines Gewebe an geeigneter Stelle angebracht hatte, buchstäblich ins Garn. Daß die Bewohner des nahen »Hades« den Ofen als Tankstelle für Rasierwasser benützten, war nicht so schlimm, nur brachte man damit den Portier gewaltig in Harnisch. Während des letzten Weltkrieges und auch später brachten Lyzeisten dem Moloch (Ofen) auf eigene Faust erhebliche Kohlenopfer dar, um ihm einen frühern Beginn der Weihnachtsferien abzutrotzen. Doch da war der Jakob (Portier) schlau genug. Er hatte bald heraus, was los war, sagte nichts, sondern lachte sich ins Fäustchen, wenn andere für ihn die lästige Arbeit des Kohlenschaufelns besorgten. — Andere polizeigeschichtliche Ereignisse werden vielleicht dem einen und andern Leser als Selbsterlebtes in die Erinnerung aufsteigen.

Die alte Anlage war eine Dampfheizung und wurde zugleich mit dem Gymnasium im Jahre 1891 von der Firma Sulzer in Winterthur erstellt, nach einem damals bewährten System, das im Munde der Studenten »System Moloch« hieß. Die jeweiligen Molochdiener (Portiers) hatten täglich stauschluckend und schweißtriefend gegen zwanzig schwere Karetten Kohle aufzuschütten und die entsprechende Menge Schlacken auszuräumen. Der große Mathematiker, P. Hieronymus Felderer, machte sich oft verdient um die mathematisch genaue Einstellung der Zugklappen. Nach und nach wurde der Raum immer schwärzer und färbte mehr oder weniger ab auf die jeweiligen Heizer. Nach vierzig Jahren waren die beiden Kessel ausgebrannt, die Leitungen verkalkt und der Betrieb unzuverlässig geworden. Der in die Leitung einströmende Dampf erschütterte oft die Grundfesten des Gebäudes. Nach der Heizperiode 1931/32 wurde die Anlage von der Erstellerfirma in eine Warmwasserheizung umgewandelt und ihr zugleich das Professorenheim angeschlossen. Beim Bau der Turnhalle 1937 endlich wurden auch die Heizungen des Konviktes, des alten Kollegiums und der Turnhalle einbezogen, so daß heute alle Gebäude, mit Ausnahme des Schwesternhäuschens und der Wäscherei, von einer zentralen Anlage her beheizt werden. Diese befindet sich im gleichen Raume des Gymnasiums wie die frühere, aber der Raum ist abgeschlossen, heller und freundlicher und für Physiker und Techniker eine kleine Sehenswürdigkeit.

Als Heizmaterial dient Heizöl, wenn erhältlich, Nr. 2, sonst das gewöhnliche Nr. 1. Das Öl muß mit dem Auto von Hergiswil geholt werden, solange die Tankwagen der S. B. B. nicht durch den Loppertunnel fahren können. Sollte die Umstellung auf Kohle notwendig werden, so können einfach die Ölbrenner an den Öfen entfernt werden.

Das Öl wird in zwei Tanks eingelagert. Diese liegen nebeneinander im Boden drin unter dem Erstrealistenzimmer Nr. 27, zwischen Gymnasium und Professorenheim. Die beiden schmiedeisenen Kessel sind je 9 Meter lang, haben 2 Meter im Durchmesser und fassen je 25 000 Liter.

Um festzustellen, wieviel Öl noch vorhanden ist, dienen die beiden Ölstandsmesser im Heizraum (1). Von dort führt ein dünnes Röhrchen zu den Tanks, wo es senkrecht von oben bis zum Boden reicht. Unten



Kesselraum

ist es offen, so daß die Flüssigkeit außen und innen gleich hoch steht. Beim Ölmesser ist eine kleine Druckpumpe, durch die das Öl aus dem Röhrchen herausgepreßt werden kann. Der aufgewendete Druck wird gleichzeitig auf das Manometer an der Wand übertragen. Der Zeiger steigt, bis das Öl aus dem Röhrchen verdrängt ist, und zeigt dann den ungefähren Inhalt des Tanks in Litern an; allerdings nur ungefähr, denn es passierte einmal, daß der Tank leer war und das Feuer erlosch, während der Zeiger noch 600 Liter anzeigte.

Vom Tank aus fließt das Öl in ein kleines, etwas tiefer gelegenes Reservoir neben dem Ofen (2). Ein Schwimmhahn wie bei der Wasserspülung im WC. verhindert ein Überfließen des Gefäßes. Das leichtflüssige Öl Nr. 1 kann von da direkt dem Ofen zugeführt werden, das dickflüssige Nr. 2 aber wird, um es für die Verbrennung zerstäuben zu können, zuerst auf etwa 60 Grad vorgewärmt. Dies geschieht in den beiden Vorwärmern (3). Bevor der Ofen in Betrieb gesetzt wird, erwärmt ein elektrisches Heizelement im Vorwärmer das Öl auf diese Temperatur. Ist aber das Wasser im Heizkessel heiß geworden, so kann

dieses zum Vorwärmen benützt werden, während die elektrische Heizung automatisch ausgeschaltet wird.

Der interessanteste, aber auch heikelste Teil der ganzen Anlage ist der Ölbrenner (4—7). Durch ein dünnes Röhrchen (4) wird das Öl zugeführt und durch eine weitere Röhre mittelst eines Ventilators von unten her Luft eingeblasen (5). Der Brenner selber (7) besteht im Prinzip aus zwei ineinandergeschobenen Düsen, ähnlich wie beim Knallgasgebläse eines Schweißbrenners. Die Luft strömt durch die innere Düse ein, saugt damit zugleich das Öl an und zerstäubt es beim Eintritt in den Heizraum, so daß es mit der Luft innig gemischt wird und eine vollständige Verbrennung ermöglicht. Die beiden Düsen sind gegeneinander beweglich. Dadurch kann die Ölzufuhr reguliert und Öl mit Luft im richtigen Verhältnis gemischt werden. Auf einen Liter Öl braucht es 10—12 m³ Luft. Dieses Regulieren ist aber eine ganz kitzlige Angelegenheit. Durch Ausprobieren muß die richtige Stellung gefunden werden. Ist zuviel Öl, so verbrennt es unvollständig, es setzt sich Ruß an, und viel Brennmaterial kann ungenutzt durch den Kamin entweichen. Ist aber zu wenig Öl, so reißt die Flamme ab und erlischt. Dieses Einstellen hat unserem Heizer, Br. Otto, den die Leser im Bilde sehen, schon manche Geduldsprobe gekostet, aber er setzt seinen Stolz darein, das Richtige zu finden, so daß im Frühling das Innere der Öfen noch so sauber und blank ist wie bei Beginn der Heizperiode. Ist aber einmal die richtige Einstellung gefunden, so regulieren sich Öl- und Luftzufuhr selbsttätig, und erst, wenn eine andere Qualität Öl zur Verwendung kommt, muß neu eingestellt werden. Sollte im Betrieb eine Störung eintreten, wenn z. B. der Strom ausgeht, so wird die ganze Apparatur automatisch abgestellt, so daß kein Ausfließen des Öls zu befürchten ist.

Unsere Heizanlage ist halbautomatisch, d. h. das Feuer muß zwar angezündet werden — was in wenigen Minuten geschehen ist —, dann aber kann am Thermostat die Temperatur eingestellt werden, und alles weitere reguliert sich selber. Hat man z. B. auf 50 Grad eingestellt, so brennt die große Flamme, bis das Wasser im Heizkessel diese Temperatur erreicht hat. Dann wird durch den Servo-Motor (6), der mit dem Thermostaten in Verbindung steht, die Luftzufuhr und damit auch die Ölzufuhr gedrosselt, und es brennt nur eine kleine Flamme weiter, bis



Pumpen- und Verteilerraum

bei sinkender Wassertemperatur wieder die große Flamme eingeschaltet wird.

Gegenüber dem abgebildeten Heizkessel steht noch ein zweiter, etwas größerer. Beide zusammen haben eine Heizfläche von 85 m² und sind imstande, in einer Stunde bis zu 780 000 Wärmeeinheiten abzugeben, das ist eine Wärmemenge, die etwa 9000 Liter Brunnenwasser zum Sieden bringt. Diese Wärmemenge ist so berechnet, daß bei — 18 Grad Außentemperatur alle benützten Räumlichkeiten auf die vorgesehene Temperatur aufgeheizt werden können.

Die zweite Abbildung zeigt uns den Pumpen- und Verteilerraum. Im Hintergrund sehen wir die beiden Pumpen, die mit Motoren von 1,5 bzw. 3,5 PS. direkt gekoppelt sind. Durch diese wird das warme Wasser durch die ganze Heizanlage bis zu den entferntesten Heizkörpern in beständiger Bewegung gehalten. Diese Pumpen sind übrigens ein sprechendes Beispiel dafür, daß aus den Pferdestärken nicht ohne weiteres auf die Leistung einer Maschine geschlossen werden darf; denn die kleinere leistet, seitdem einige technische Verbesserungen angebracht

wurden, fast soviel wie die große, so daß sie für gewöhnlich genügt, und die große nur als Reserve in Anspruch genommen werden muß.

Links an der Wand ist die Verteileranlage. Hier sind die einzelnen Gruppen der Heizung (siehe Fliegeraufnahme S. 45) angeschlossen, nämlich:

1. Professorenheim, 2. Gymnasium Schulräume, 3. Gymnasium Dachstock, 4. Gymnasium Kirche, 5. Gymnasium Theater, 6. Konvikt, altes Kollegium und Turnhalle.

Im Konvikt befindet sich eine weitere Verteileranlage für die drei letztgenannten Gebäude, und schließlich hat die Turnhalle nochmals eine eigene Gruppenteilung mit eigener Pumpe. Diese weitgehende Unterteilung ermöglicht nicht bloß ein haushälterisches Umgehen mit dem Heizmaterial, indem jede einzelne Gruppe für sich geheizt oder abgestellt werden kann, sondern bei Störungen kann auch eine einzelne Gruppe entleert werden, ohne daß der Betrieb der übrigen unterbrochen werden muß.

Der Weg des Wassers auf seinem Kreislauf durch die Anlage ist folgender: Heizkessel — Verteileranlage — Verteilungsleitungen — Heizkörper — Rücklauf — Rücklaufsammler (2) — Pumpe — Heizkessel. Erscheint es wünschenswert, einzelne Gruppen weniger stark zu heizen als andere, so kann der Rücklaufmischer in Betrieb gesetzt werden. In diesem Falle wird der Verteilerhahn bei (1) geschlossen und statt dessen der darunterliegende Hahn bei (3) geöffnet. Dann fließt das Wasser aus der Pumpe statt in den Heizkessel durch eine auf dem Bilde nicht sichtbare Nebenleitung direkt wieder in den Verteiler. Auf diese Weise kann die Heizung in jeder einzelnen Gruppe beliebig reguliert werden.

Eine besondere Erwähnung verdient die Heizung des Theaters. Unter der Bühne befindet sich ein einziger, schmiedeiserner Heizkörper, der stündlich bis zu 50 000 Wärmeeinheiten abgeben kann. Ein Ventilator führt die Luft durch den Heizkörper, etwa 9000 m³ in der Stunde. Die Warmluft wird dann an verschiedenen Stellen auf die Bühne und in den Zuschauerraum geblasen. Nach Belieben kann Frischluft von außen oder aus dem Saale abgesaugte Luft erwärmt werden. Dadurch ist die Luft in ständiger Bewegung und es wird erreicht, daß trotz der

Höhe des Raumes eine einigermaßen gleichmäßige Erwärmung stattfindet.

So hat sich unsere Heizung im Laufe der Zeit zu einer komplizierten Anlage entwickelt, die einer sorgfältigen Bedienung und Wartung bedarf. Ist aber der Heizer seiner Aufgabe gewachsen und das nötige Heizmaterial vorhanden, so funktioniert sie tadellos und gereicht den Erstellerfirmen Hälg, Moeri und Sulzer zur Ehre. P. Pius.

Aus dem Studentenviertel

Als ich mir überlegte, daß dieser Bericht über das Studentenleben ins Professorenheim, ins Dorf, ja sogar ins Unterdorf gelange, und daß er vom Vorortsflugplatz Kägiswil in die ganze Schweiz und noch darüber hinaus fliege, da stieg mir ein großes Bedenken auf. Die ganze Schweizer Presse hat es ja bekanntlich schwer, sich vor Anrempelungen wegen Neutralitätsverletzung zu schützen, besonders wenn sie so treffend gebracht werden wie jene mit dem Titel »Mißtöne aus dem Alphorn«. Ich befürchte nun »nicht so sehr« (um mein Schulwissen auch zu zeigen), das Blättchen könnte an der Grenze beschlagnahmt werden, »als vielmehr«, die eigenen offiziellen Kreise könnten, bei allzu freiem Ausposaunen, auch Mißtöne aus meiner Posaune wahrnehmen. So muß ich nun das Lied von der alten Burschenherrlichkeit etwas piano spielen.

In dieses Gebiet gehört schon seit jeher am Katharinenfest der beliebte Philosophentag. Aber es scheint mehr und mehr, er falle ins Gebiet der Ästhetik; und da wir Lungern zwei Jahre hintereinander auf seine Kunstwerke untersucht hatten, fuhren wir diesmal nach Luzern. Die gleiche Stimme, die uns kurz vorher im Ästhetikunterricht die »süßesten« Kitschbilder gezeigt hatte (natürlich nur als abschreckendes Beispiel!), erklärte uns nun die herrliche Jesuitenkirche. Wir alle hatten gemeint, man könne es nicht mehr besser machen, bis uns Dr. Hilber im Kunstmuseum noch sachverständiger durch eine Ausstellung von Schweizer Kunst führte. Es war für uns alle ein vaterländischer und künstlerischer Genuß zugleich, als wir von dieser berufenen Seite in die Kunst eines Wyrsch, Zünd und Koller eingeführt wurden, und als wir in den Saal mit Hodlers ausdrucksmächtigen Bildern kamen, da hätte keiner den Philosophentag

anders verbringen wollen. Wir waren alle erfüllt von der erhabenen Schönheit dieser Kunst und begriffen gar nicht, was einige ganz Kunstbegriffene noch in der Sammlung Hahnloser suchen wollten. Da hatten wir Laien vielmehr das Bedürfnis, getreu nach dem »deinde vivere« (zuerst philosophieren, dann essen), unsere Begeisterung etwas ausleben zu lassen. Wir zogen ins Hotel Union und suchten krampfhaft, mit Logik die Gemütlichkeit in den Akt zu setzen (auf deutsch: hervorzubringen). Es ging aber bis zum Schluß, bis wir merkten, daß das nicht möglich ist. Aber einmal wäre es fast gelungen: ein ganz Schlauer (halt ein Obwaldner!), der zwar schon zwei Jahre Naturkunde studiert, aber im schönen neuen Buche »Logisches und Metaphysisches« (vgl. letzte Kollegi-Chronik, fliegende Beilage: Was ist Wahrheit?) erst auf Seite 55 gekommen war, bewies schlagend, daß unser Pater Rektor, der ja nach eigenen öftern Beteuerungen »nicht mehr länger werden« wolle, nun also immer dicker werden müsse.

Aber der Philosoph läßt seiner nicht spotten. Getreu dem Verbindungszwecke »... zum Frommen des Vaterlandes«, zogen wir Subsylvaner zu einer wissenschaftlichen Sitzung ins »Kreuz« nach Sachseln, wo uns zwei Mitstudenten für und gegen den obligatorischen Vorunterricht referierten. Als nun unser lieber P. Sektionsgötti (P. Rektor) zum Schluß der Diskussion seine Stellung klar und überzeugend darlegte, dabei aber immer länger und länger wurde, da befürchtete niemand mehr, daß er dicker werden müsse.

Damit aber keiner den Eindruck bekommt, die fleißigen Sarner Studenten seien zu bloßen Hotel- und Kunstmuseumsbesuchern entartet, muß ich doch erwähnen, daß ein jeder, sobald die Verdunkelungsvorschriften es erlaubten, sein Licht unter dem Scheffel hervornahm, sein »Schanzwerkzeug« aufstellte und tüchtig zu studieren begann. Besonders im höhern Externat war der Eifer so groß, daß aus »thomasi-schen« Sparmaßnahmen die freiwilligen Studiumsgelegenheiten auf ein Schulzimmer beschränkt werden mußten. Wenn es nun trotz allem vorkam, daß unser P. Superior mit Schmerzen konstatieren mußte: »I mein', da gähnt ein Schlund!«, so war daran sicher nur der Militärdienst schuld.

Im Theatersaal und in der Turnhalle konnte der Betrieb noch nicht aufgenommen werden; denn die internierten Säcke wurden vorläufig

noch nicht abgeholt. Daran änderte nicht einmal die Tatsache etwas, daß die feinen Zuckerkristalle aus zunächst unbekannten Gründen in Lösung übergingen! Immerhin wurde dann auf St. Nikolaus ein Re-kreationssaal frei, so daß die Konviktisten ihre Feier dort abhalten konnten.

An diesem Tag feierte jeder Teil für sich, die Externen natürlich wieder privatim; und die einzige öffentliche Veranstaltung war das Ständchen der Blechmusik vor dem Gymnasium. Da eigener Ruhm..., kann ich nicht viel sagen, aber ich glaube, es war dann schon mehr als die »vielharmonische« Nachahmung des Samichlaustrinkelns, wie einer meinte. Es hat wenigstens Feststimmung unter die Studenten gebracht, und diese war so gut, daß zwei arme vom alten Kollegium in das »Nichtraucher-Gymnasium« Verbannte in dramatischem Aufzuge und unter allgemeiner Teilnahme in ihr Exil geleitet wurden.

Was in der letzten Reportage noch als Gerücht galt, wurde nun als Beschluß bekannt: »Ein Monat Ölferien!« Die Debatte im Oberhaus geschah geheim, so daß nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden kann, ob nun wirklich P. Ökonom plötzlich ein so eifriger Verfechter der Wintersportinteressen der Studenten wurde. Ebensowenig steht fest, ob das nun einsetzende Kompos-Rennen auch dort beschlossen worden war, oder ob alle Professoren in blindem Übersehen des herrschenden Papiermangels möglichst viele Fuder hatten unter Dach bringen wollen. Doch mit starren Fingern und klappernden Zähnen erwartete man die Ferien nur um so heißer. Und eines schönen Morgens war die ganze Studentenschar ausgeflogen. Es ist mir, ich habe im Halbschlaf aus dem Getöse des rollenden Zuges heraus singen gehört: »Nun leb' wohl, du kleine Gasse...«

Jetzt herrschte fast Totenstille ums Kollegium. Alles schien in paradiesischer Winterruhe eingeschlafen zu sein unter dem Motto: »Iucundi acti labores«. Wenn nicht ab und zu der gesprächige Bruder Otto zum Hühnerfüttern herausgekommen wäre, hätte man als zurückgebliebener Externer fast nichts vernommen als das Klopfen der Professorenfäuste auf dem Jaßtisch jeweils in der Mittags- oder Abendrecreation. Sogar P. Bruno, der bis jetzt das gut schweizerische Jassen als idiotisch erklärt hatte — er hätte wahrscheinlich lieber ä Schuhplattler g'habt —, soll nun unter diese »Idioten« gegangen sein.

Vor Ende des Jahres ist noch eine neue Zeitung auf den Markt gekommen, die ich hier kurz erwähnen muß: »Der Diplomand 1939«. Es ist ein Heftchen, das den Zusammenhang unter den Sarner Handelsmaturanden fördern oder gar wiederherstellen soll. Als verantwortlicher Redaktor zeichnet Marco Schueni, und als unverantwortlichen Preis bezeichnet er vier Franken. Die Idee ist wirklich gut, aber fast nur die Idee.

Ich will nun die schöne Art, den Bericht mit einem Gedicht abzuschließen, fortsetzen — aber nicht mit einem eigenen. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, sind am frühen Morgen des letzten Tages im vergangenen Jahre einige Patres aufs Glatteis gegangen und zu Fall gekommen. Außer einem Barte sei aber niemand verletzt worden. Es war aber nicht so gefährlich, im Gegenteil, es rüttelte den Leidtragenden so auf, daß er, der sich bis anhin mehr in der poesielosen Mathematik hervorgetan hatte, den Pegasus bestieg, und als Goldmund und Sprecher für alle andern folgenden Neujahrsgruß an die Türe des lieben P. Augustin steckte:

Hinter diesem Doppeltor
geistert unser Senior. —

Dir, dem Doppeljubilar,
schenke Gott noch manches Jahr!

Dies wir hoffen alle Zeit.

Grüße auch von weit und breit!

Ich schließe mich diesen Wünschen an und erweitere sie zugleich auf die Leserschaft. Auf Wiederhören! Jost Dillier, Reporter.

Unsere Toten

(Die Zahlen nach den Namen bezeichnen die Studienjahre am Kollegium.)

Herr Bankkassier Josef Hürlimann-Aklin, Zug (1901—1903).

Josef Hürlimann entstammte der bestbekannten strebsamen Schmiedefamilie in Walchwil, die durch ihre gediegene Arbeit weitherum angesehen war. Er versuchte zuerst das Lateinstudium in Einsiedeln, aber sein gesundes Urteil sagte ihm bald, daß er mehr für einen praktischen als einen gelehrten Beruf bestimmt sei: er setzte schon im zweiten Jahr seine Studien als Realschüler in Sarnen fort. Dem Kollegium blieb er zeit-

lebens sehr zugetan und sandte später auch seinen Sohn hierher, der sich der Medizin zuwandte. Nach weiterer beruflicher Ausbildung in Freiburg und auf der Bank in Zug, blieb Josef, mit kurzer Unterbrechung in Turin, der Bank in Zug treu, zuerst als Chef der Hypothekarabteilung und dann als Kassier. Seine Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit ward geradezu sprichwörtlich. Sein Optimismus konnte es kaum fassen, daß seine Bank eine Liquidation durchmachen mußte. Dieser harte Schlag trug viel dazu bei, den sowohl für seine ideale Familie als auch für seinen Freundeskreis allzu frühen Tod herbeizuführen. Der allzeit freundliche Kassier wird sicher einen freigebigen himmlischen Zahlmeister gefunden haben.

P. Thomas.

Ehrw. Bruder

Konrad Schönbächler O. S. B.,
Sarnen.

Die Sodalenkönigin überrascht ihre treuen Diener immer wieder mit mütterlich zarten Aufmerksamkeiten. Ausgerechnet am Hauptfest unserer Sodalität nahm sie ein eifriges Mitglied aus dem Kollegium zu sich, den ehrw. Br. Konrad Schönbächler von Einsiedeln.

Er wurde geboren am 3. Oktober 1903 als dritter Sohn des strammen Einsiedler Polizisten Konrad Schönbächler und erhielt als Taufpatron den Heiligen des darauffolgenden Tages, den Ordensstifter Franz von Assisi. Seine Mutter, eine strenge und fromme Frau, stammte aus den Höfen von Außer-Schwyz. In früher Jugend verlor er kurz nacheinander Vater und Mutter und wurde zur weitem Erziehung den ehrw. Schwestern von Ingenbohl im Waisenhaus von Einsiedeln anvertraut. Von dort kam Franz zu einem währschaffen



Sattlermeister in Fällanden bei Uster in die Lehre. Er lernte bei ihm ganze Arbeit in allen Zweigen seines Berufes. Nach diesen musterhaft verlebten Jugendjahren drückte der Jungmann seinem gediegenen Tagewerk für immer den Stempel des Dienstes zur Ehre Gottes auf, indem er ins Kloster Muri-Gries eintrat und am 22. September 1923 die heiligen Ordensgelübde ablegte. Br. Konrad (so hieß er nun im Kloster) erwies sich als gelehrigen Schüler des heiligen Benedikt, ebenso pünktlich und eifrig im Gebet wie in der Arbeit und, eines Einsiedler Bürgers würdig, als ein glühender Verehrer Mariens. Der Sattlerberuf kam ihm auch im Kloster sehr zustatten.

Vor sieben Jahren befiel Bruder Konrad ein quälendes Nervenleiden, das wohl von Kindheit an unbemerkt in ihm geschlummert hatte. Nach und nach raubte es ihm alle Lust und Fähigkeit zu seinem lieb gewonnenen Sattlerhandwerk und verleidete ihm den Verkehr mit der Umwelt. Die letzten Jahre verbrachte er als stiller Dulder im Professorenheim Sarnen. Der Arzt hatte erklärt, wenn der gute Bruder nicht den Glauben und die Opferkraft eines Mönches besäße, so wäre es für ihn zum Tobsüchtigwerden. Selbst bei dieser Nervenpein gab der Schwergeprüfte nicht nach in seinen klösterlichen Übungen, erschöpfte vielmehr seine Kräfte in stundenlangem Gebet bei Tag und bei Nacht und in unermüdlicher, zäher Arbeit. Um die Reinerhaltung und den Schmuck der Gymnasialkirche war er oft so erfinderisch besorgt, daß P. Kustos ihn an die besondere Tugend des heiligen Vaters Benedikt, die weise Mäßigung, erinnern mußte. Ruhig entschlief er in den Armen seiner himmlischen Mutter vor der Vesper ihres großen Festtages, im 38. Jahre seines Lebens und im 18. nach seiner Profeß.

Da die bisherige Grabstätte des Professorenheims zu St. Andreas im Dorf zu eng geworden und der Plan eines eigenen Friedhofes noch nicht ausgeführt ist, fügte es Gott, daß die sterbliche Hülle des Leidgeprüften bei den Söhnen seines Taufpatrons, den allzeit hilfsbereiten ehrw. Vätern Kapuziner, ihre Ruhestätte fand. R. I. P. P. Ephrem.

Herr August Omlin-von Rotz (1876—1879).

Am 23. November starb, selbst für den Schreibenden ganz unerwartet (denn er hatte noch wenige Tage zuvor den allzeit gespräch-

gen Omlin Gusti auf der Straße getroffen und gesprochen), ein Veteran unseres Kollegiums. Mit mehr oder weniger Erfolg hatte er die ersten Lateinklassen besucht. Seine Gedanken jedoch weilten offenbar mehr bei den Rossen und Kühen und dem Schmiedeberuf seines Vaters, des nachmaligen Landammanns Omlin. Deshalb hatte er denn auch mehr Erfolg in den damaligen Freifächern: Tierkunde, Forstwirtschaft und Baumpflege, die leider später wieder aufgelassen wurden. Auch Musik und Gesang blieben sein Lebtage Lieblingsfächer. Noch lange nach den Kollegijahren bliesen er und sein Bruder Ignaz im Kollegiorchester Posaune und Horn.

Auch im Sarner Cäcilienverein waren die Geschwister Omlin mit ihrem Schwager Dr. Ming und Herrn Kathriner in Gesang und Musik dominierend. Wir dürfen annehmen, daß die hl. Cäcilia ihren getreuen Schüler mit seinen Mitsängern zum ewigen Alleluja geleitet hat.

P. Thomas.

Herr Adolf Abbt von Hermetschwil (1877—1880).

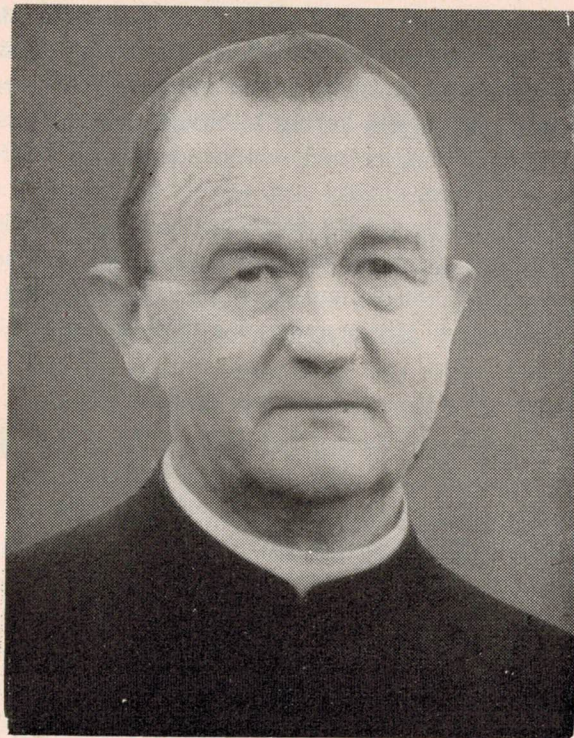
Ein zweiter Veteran unseres Kollegiums schied am 11. Dezember aus dem Leben: Herr Adolf Abbt von Hermetschwil, der Sohn einer Bauernfamilie vom alten Schrot und Korn. Nicht so fast seiner Talente wegen kam er seinerzeit nach Sarnen, wie er mehr als einmal gelegentlich seiner Besuche beim Neffen am Kollegium betonte, als vielmehr um den angestammten religiösen Geist der Familie zu vertiefen und unter die Leute zu kommen. Zur Überraschung vieler heiratsfähiger Töchter gründete der wohlhabende Bauernsohn keine eigene Familie, sondern betreute mit seinem Bruder und später mit seinem Neffen das väterliche Heimwesen mit Umsicht und Fleiß. Im stillen war er ein großer Wohltäter der katholischen Missionen und gemeinnütziger Anstalten. Als seine einzige Passion galt das Markensammeln. Der treue Sodale starb in der Oktav des Hauptfestes unserer Sodalität. R. I. P.

P. Thomas.

Johann Erni, Pfarrer und Sextar, Sempach (1896—1900).

Unerwartet und doch vollkommen für den Gang in die Ewigkeit vorbereitet, wurde in der Nacht des 29. Dezember H. H. Johann Erni, Pfarrer in Sempach, vom Herrn über Leben und Tod zu sich berufen.

Als Sohn braver, in bescheidenen Verhältnissen lebender Eltern, die aber reich an echt christlicher Gesinnung und altherwürdiger heiliger Tradition waren, besuchte Johann Erni in Sursee vier Lateinklassen



und bezog 1896 unser Kollegium. Hier entwickelte er sich zu einem wahrhaft idealen Studenten, der sich für allseitige, gründliche humanistische Bildung weit aufgeschlossen zeigte und dadurch wie auch durch sein frohmütiges Wesen ein Liebling seiner Lehrer und Mitschüler wurde. Nach einer vorzüglich bestandenem Matura verbrachte er das erste Jahr an der theologischen Lehranstalt Luzern, wo der damalige Regens Dr. Franz Segesser, der von nie versagender Begeisterung erfüllte Professor Meyenberg und der um die Stadtseelsorge hochverdiente Subregens Meyer ein solides Fundament für das weitere akademische Studium legten. Im Jahre 1901 zog der vorbildliche Theologie-

student mit Luzerner- und Sarnerfreunden nach Innsbruck, wo damals Jesuitenpatres von Weltruf wirkten, wie die PP. Hurter, Noldin, Hofmann, Michel und Fonck. Seine treue Anhänglichkeit an alte, liebe Lehrer und Mitschüler von Sarnen bewog ihn damals mehr als einmal zu einem kurzen Besuch im Kloster Gries bei Bozen. Nach Luzern zurückgekehrt, empfing er von Bischof Leonhard Haas 1904 die heilige Priesterweihe.

Auf seinem ersten Seelsorgeposten in Kriens hatte Erni während seines dreijährigen Vikariates Pfarrer Josef Ambühl, den spätern Bischof von Basel, als ausgezeichneten Mentor und wurde in dem aufstrebenden Industrieort mit allen Problemen der modernen Seelsorge bekannt. So war er dann der richtige Mann, um die von Pfarrer Joh. B. Stalder neugegründete Pfarrei Reußbühl zu übernehmen, als dieser, von der Arbeit des Kirchenbaues müde, sich auf einen Ruheposten zurückzog. Erni hat das einst verschriene Reußbühl während einer zwölfjährigen unverdrossenen glücklichen Pastorationstätigkeit zu einer Musterpfarrei gemacht. Im Jahre 1918 wurde seine durch sozusagen übermenschliche Seelsorgstätigkeit bereits geschwächte Gesundheit durch eine schwere Grippe auf eine harte Probe gestellt. Einer seiner Jugendfreunde hat damals für den totgemeldeten Pfarrer bereits die Armenseelenmesse zelebriert. Dem Wiedergenesenen war allerdings, wie er selbst humorvoll erklärte, doch ein »Stich« geblieben.

1919 erhielt Erni als Pfarrer in Sempach ein etwas leichteres Wirkungsfeld. Auch mit dieser Pfarrei war er durch seine tatkräftige, von hoher Klugheit geleitete Liebe bald innig verwachsen. Eine besondere Freude und Ehre bestand für ihn während seiner 21jährigen Tätigkeit in Sempach darin, bei der Schlachtjahrzeitfeier jeweils vor der Kapelle mit Stentorstimme den ergreifenden Schlachtbericht zu verlesen, in welchem allen Gefallenen, Eidgenossen und österreichischen Rittern, deren Gebeine noch heute in den Beinhäusern um die Kapelle bleichen, die ewige Ruhe erflcht wird.

Mit Pfarrer Johann Erni hat der schweizerische Klerus eine ideale und markante Persönlichkeit verloren. In jedem seiner Wirkungskreise hatte er stets ein offenes Auge und ein mitfühlendes Herz für jede Art von Leid gezeigt. Er war ein gern gehörter Prediger von kräftiger Popularität — als beliebter Feldprediger hat er die Grenzbesetzung im

Weltkrieg mitgemacht — und ein vorzüglicher Katechet. Für das letzte sprechen sein jahrzehntelanges Wirken als Schulinspektor und das von ihm verfaßte »Religionslehrbuch für Sekundar- und Mittelschulen«, das eine große Verbreitung in der Schweiz und selbst in Deutschland gefunden hat. Erfüllt von einer gesunden, unauffällig geübten Frömmigkeit und einer unerschütterlichen Grundsätzlichkeit, war Pfarrer Erni unermüdlich bestrebt, die ihm anvertrauten Seelsorgskinder mit diesem seinem Geiste zu erfüllen, und er hat ihnen in seinem Volksbuch »Der fromme Nikolaus von Rippertschwand« ein sehr lehrreiches, anschauliches Vorbild vor Augen geführt. Als einstiger Benediktinerschüler lag ihm die Pflege eines schönen Gottesdienstes und der würdige Schmuck der Pfarrkirche sehr am Herzen. Großes Verständnis für echte Kunst hat Erni bei der Restauration der uralten Kirche im Kirchbühl bei Sempach und der Kapelle in Adelwil und bei der Erhaltung von deren Kunstschatzen gezeigt.

Kurze Zeit vor seinem Tode war der Sempacher Pfarrer vom Regierungsrat des Kantons Luzern zum Chorherr des Stiftes St. Leodegar gewählt worden. Es sollte ihm indes nicht mehr vergönnt sein, in diese »Residenz«, wie er den neuen Ehrenposten selbst noch genannt hatte, einzuziehen. Dafür hat ihn der göttliche gute Hirte, von dem er während seines 36jährigen Priesterlebens stets ein würdiges Abbild gewesen war, nach seinem Tode dem Chorherrenkollegium eingereicht, dem es gegeben ist, das ewige Gotteslob zu singen. R. I. P. P. Rektor.

Die Nachrufe auf Herrn Dr. iur. Josef Britschgi, Alpnachstad, und Herrn Heinrich Amstalden, Eichmeister, Sarnen, folgen in nächster Nummer.

Personal-Nachrichten

Geistliche Ämter und Würden

H. H. Chorherr Dr. Josef Schwendimann hat im Sommer nach 35jähriger Tätigkeit im Priesterseminar Luzern, wo er den größten Teil des noch lebenden Klerus der Diözese Basel in der Dogmatik unterrichtete, als Professor resigniert. Die vielen Schüler gönnen ihrem wohlverdienten Lehrer ein langes Otium cum dignitate. — H. H. Dr. Gottfried Batliner resignierte aus Gesundheitsrücksichten als bischöflicher Kanzler und wurde Asylpfarrer in Wil. — H. H. Kammerer Johann Knüsel, Pfarrer in

Unterägeri, überläßt nach 40jähriger segensreicher Seelsorgstätigkeit die schwere Last seiner Pfarrei einer jüngern Kraft und begibt sich auf die Loreto-Pfründe in Zug. — Das hochwürdige Priesterkapitel Zug wählte zu Sextaren: H. H. Prof. Dr. Johannes Kaiser, Zug, und H. H. Pfarrer Josef Schriber, Oberägeri. — H. H. Martin Heggli wurde anlässlich seines 25jährigen Kaplanjubiläums in Römerswil gebührend gefeiert. — H. H. Spiritual Friedrich Breitenmoser in Oberwaid erhielt vom hochwürdigsten Bischof den Ruf als Spiritual ins Frauenkloster Wattwil. — H. H. Vikar Otto Ineichen kam von Gerliswil als Kaplan nach Eschenbach (Luzern). — H. H. Vikar Josef Dobmann vertauscht Aarau mit Buttisholz, und H. H. Laurenz Kappeler die Kaplanei Romanshorn mit der von Sarmenstorf (Aargau).

Wahlen und Berufungen

Herr Dr. iur. Charles Hammer, Sekretär der solothurnischen Oberrekurskommission in Steuersachen, erhielt von der Generaldirektion des Schweizerischen Bankvereins in Basel einen Ruf als deren Steuerberater. — Herr Dr. phil. Josef Schmid, Bibliothekar, wurde vom Regierungsrat zum Staatsarchivar des Kantons Luzern gewählt. — Herr Arnold Kathriner, Kägiswil, folgte seinem Vater als Posthalter von Kägiswil.

Militärische Beförderungen

Ihre Beförderung zu Oberstleutnants erhielten: Herr ing. Paul Zennruffen, Baumeister in Baden, und Herr Dr. iur. Jakob Huber, Fürsprecher in Muri. — Zu Majoren wurden befördert: Herr Hans Wallimann von Alpnach, Beamter der Generaldirektion der SBB. in Bern, und Herr Dr. med. Edwin Sauter von Zürich, Instruktor Kaserne Basel. — Herr Max Stockmann von Sarnen, dipl. Architekt, wurde zum Fliegerhauptmann ernannt. — Den Herren Dr. iur. utr. Heinrich Stockmann, Sarnen, und Werner Bürgisser von Sarnen wurde der Grad eines Oberleutnants verliehen. — Herr Josef Koller von Dietwil ist Artillerieleutnant und Herr Georges Guisolan von Yverdon ist Infanterieleutnant geworden.

Examen

Herr Leo Braegger von Goßau hat in Freiburg das philosophische Doktorat erworben. — Herr Antonio Soldini von Mendrisio hat in Pavia seine medizinischen Studien mit Erfolg abgeschlossen. — Herr Karl Biner von Giswil holte sich das erste Prope.

Vermählungen

Herr Dr. iur. Ernst Imfeld von Lungern, in Zürich, schloß den Bund des Lebens mit Fräulein Tony Röthlin. — Herr Willi Imfeld von

Sarnen in Zug trat mit Fräulein Pia Schreiber an den Traualtar. — In Madonna del Sasso gaben sich das Jawort fürs Leben: Herr Dr. iur. Anton Süeß von Gisikon und Fräulein Marie Arnet von Root. — Am 25. Jänner vermählte sich Herr Dr. med. Rudolf Amacker, der nun die ärztliche Praxis in Horgen übernimmt. — Herr Dr. pharm. Angelo Pedrazzetti von Bellinzona zeigt seine Vermählung mit Fräulein Alice De-Prati von Giubiasco an. — Herr Theodor von Felten von Trimbach hielt Hochzeit mit Fräulein Ida Mäder von Grub-Oberwangen.

Verlobung

Seine Verlobung mit Fräulein Germaine Masoni aus Biel meldet Henri Grögli in Neuenburg.

Allseits herzliche Glückwünsche!

Mitteilungen

1. Angesichts der Zeitlage und weil unsere Theater-räumlichkeiten noch immer als Bundesmagazin dienen, müssen wir leider dieses Frühjahr von den gewohnten Theateraufführungen absehen.

2. Die Redaktion bittet um Entschuldigung, wenn da und dort eine Ehrenmeldung zu spät erscheint mangels rechtzeitiger Benachrichtigung; sie ist für alle Mitteilungen von Personalmeldungen dankbar.

3. Da es uns trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, die neue Adresse nachstehender Abonnenten zu ermitteln, so bitten wir die verehrten Leser der Kollegi-Chronik, uns den Aufenthalt folgender Alt-Sarner möglichst bald, mit Angabe von Straße und Hausnummer, gütig zu melden: Walter Brändle, stud., bisher in Fribourg. — Dr. Linus Brunner, bisher Pilatusstr., Luzern. — Robert Locher, bisher Burgundia Stamm, Bern. — Huwiler-Furrer, bisher Luzern. — Paul Sinniger, bisher Rieterstraße Nr. 2, Zürich. — Dr. Hans Vasella, Bern.

4. Der Aufsatz über den Sinn des grauen Umschlages wurde aufs nächste Heft verschoben.

5. Diesem Heft liegt der Einzahlungsschein für den laufenden Jahrgang 3 der Kollegi-Chronik bei. Im Falle der Nichteinzahlung erlauben wir uns, nach einem Monat den Betrag mit Fr. 2.20 per Nachnahme zu erheben.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 30. März 1941.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bernard Kälin, Rektor,
Dr. P. Bonaventura Thommen, P. Ephrem Berz.

Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.

Verlag: Kollegium Sarnen.

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal während eines Schuljahres.

Bezugspreis: Fr. 2.—, Postscheck VII 6875, Kollegi-Chronik, Sarnen.